

in ihren Gründungsjahren – mit ihrem kirchlichen Umfeld. Die Gründung der Universität Heidelberg bedingte eine „maximale Unruhe auf dem Pfründenmarkt“, die immer wieder auch das Eingreifen päpstlicher Delegierter notwendig machten. Aufschlussreich und wichtig sind in diesem Zusammenhang insbesondere Hawicks' Ausführungen zur begrifflichen Unterscheidung der bisweilen fälschlich synonym genannten Gruppen der Exekutoren und Konservatoren.

Am stärksten sticht im gesamten Sammlungsband durch seinen Ansatz der Beitrag Wolfgang Eric Wagners hervor. Ausgehend von der Annahme, dass sich Gruppenidentitäten insbesondere durch eine eigene Konstruktion von Zeit konstituierten, analysiert er zwei Heidelberger Universitätskalender. Sie zeigen die Universität als „eine Zeitgruppe mit eigenem, sich wandelndem Profil“. Die Universität, die vor allem nach Pariser Muster errichtet worden war, löste sich sukzessive von der Zeit- und Memorialkultur ihres Vorbilds an der Seine und fand durch die Begehung pfalzgräflicher Memorialtage zu einem individuellen Kalender, einem „charakteristischen Zeitprofil“.

Den Blick über den Südwesten hinaus richten die letzten beiden Aufsätze. Maximilian Schuh sucht nach Kontakten der Universität Ingolstadt mit den Hochschulen des Südwestens. Muss er auch auf institutioneller Ebene bloß geringe Verbindungen konstatieren, zeigt der Aufsatz zugleich aber ideengeschichtliche Verbindungslinien. So erreichte der Humanismus Ingolstadt über Köln, Frankreich und den Südwesten, weniger aber Italien. Der Autor plädiert daher für einen verstärkten Blick auf die nordwestlichen und westlichen Kontakte der bayrischen Landesuniversität.

Der letzte Beitrag des Bandes weitet den Untersuchungsrahmen bis nach Schwedisch-Pommern aus: Elisabeth Heigl betrachtet vergleichend das Agieren der Universitäten Greifswald und Heidelberg als Geldgeber in der Frühen Neuzeit. Beide waren sie selbstverständliche Akteure im Kreditgeschäft ihrer jeweiligen Region. Verliehen wurde Eigenkapital aus bewirtschafteten Gütern, aber auch Gelder aus Stiftungen. Dabei zeigt sich, dass in Heidelberg hauptsächlich Bauern Kreditnehmer waren, während die Universität Greifswald den größten Teil ihrer Auslagen bei pommerschen Gutsbesitzern hatte.

„Universitäten und ihr Umfeld“ ist ein schönes Zeugnis für die Vielgestaltigkeit aktueller Universitätsgeschichtsschreibung. Der positive Gesamteindruck wird durch einen nützlichen Index, der Personen und Orte verzeichnet, abgerundet. Dies erleichtert die schnelle Orientierung in einem thematisch breiten, interessanten Sammelband. Julius Jansen

Ulrich KÖPF (Hg.), *Die Universität Tübingen zwischen Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung* (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte 25), Ostfildern: Thorbecke 2014. 439 S. mit 45 Abb. ISBN 978-3-5525-8. € 34,80

Die Geschichte der Universität Tübingen war kein sonderlich gut angebautes Gebiet, bis sich Ulrich Köpf und Sönke Lorenz derer angenommen haben. Nach dem 2010 erschienenen Band, der die Zeit zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg behandelt, liegt nun der Folgeband vor, der dem Gedenken von Sönke Lorenz († 8. 8. 2012) gewidmet ist.

Die im Titel genannten Stichworte sind Begriffe der Theologiegeschichte – auch die Aufklärung kann so verstanden werden. In der Tat hat der Band mit seinen sachthematischen und biographischen Beiträgen, die auf eine in Weingarten 2012 gehaltene Tagung zurückgehen, sein Schwergewicht bei der Geschichte der Theologie an der Universität. Dies ist

schon deswegen als angemessen zu bezeichnen, weil die meisten Studenten Theologen waren, zumal die Universität mit dem Stift das Ausbildungsmonopol für den geistlichen Nachwuchs des Herzogtums hatte.

In seinem einleitenden Aufsatz gibt Sönke Lorenz einen Überblick über das geistige, kulturelle und wissenschaftliche Leben in Tübingen in der Zeit zwischen 1650 und 1750 und charakterisiert die Institutionen, wie Universität, Stift und Collegium, ebenso die Buchdruckereien und die ersten Buchhandlungen. Die Verluste und Schäden, die der Dreißigjährige Krieg hervorgerufen hatte, konnten nur mühsam behoben werden. Die Entwicklung führte zu einer „Familienuniversität“, da die meisten Professoren untereinander, aber auch mit maßgeblichen Leuten der Stuttgarter Regierung verwandtschaftliche Beziehungen hatten. Die Charakteristik der Fakultäten, deren Geschichte unterschiedlich erforscht ist, beschreibt dann vor allem die Auswirkungen von Pietismus und Aufklärung auf die Tübinger Theologen.

Wilfried Setzler stellt das Verhältnis von Universität und Stadt dar, deren Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg durch die Nöte der folgenden Kriegszeiten zuweilen empfindlich gehemmt wurde. Ansonsten war das Verhältnis von Universität und Stadt nicht nur wegen der Studenten selten ungetrübt.

Ulrich Köpf bietet eine eingehende Darstellung der Lehre an der Tübinger Theologenfakultät, zunächst im Zeitalter der Orthodoxie. Reformatorisches Erbe war die große Bedeutung der Schriftauslegung mit dem Unterricht in den biblischen Sprachen. Daneben entwickelten sich Dogmatik und Kontroverstheologie, aber auch neue Fächer, wie Homiletik und Kirchengeschichte. Den Schluss der Darstellung bilden die Universitätsstatuten von 1752, die im Übrigen alle Fakultäten betrafen.

Es folgen biographische Arbeiten über drei Theologen, nämlich Christian Eberhard Weismann (1677–1747) von Joachim Weinhardt, Christoph Matthäus Pfaff (1686–1760) von Wolf-Friedrich Schäufele und Georg Bernhard Bilfinger (1693–1750) von Reinhold Rieger. Es sind dies die drei wichtigsten Tübinger Theologen des hier behandelten Zeitraums, für deren Leben und Werk man seither zumeist auf ältere Arbeiten angewiesen war.

Von Wolfgang Schöllkopf wird sodann die Stellung von Universität und Stift zum Pietismus, und zwar zwischen 1662 und 1745, dargestellt. Diese wird in drei Stufen gegliedert, die letztlich auch an Universität und Stift zur Integration des Pietismus führte.

Jan Schröder skizziert die Tübinger Juristenfakultät, wobei die äußere Situation und die wissenschaftliche Leistung der Professoren, sodann die Spruch- und Gutachtertätigkeit der Fakultät in den Blick kommt. Die wissenschaftlichen Leistungen waren demnach eher mittelmäßig, hingegen verschafften sich die Tübinger Juristen einen Ruf durch ihre Gutachtertätigkeit, mit denen sie den vielen Laienrichtern – nicht nur im Herzogtum Württemberg – beistanden. Besondere Bedeutung besaßen hier die Gutachten der Tübinger Juristenfakultät für Hexenprozesse, von denen Marianne Dillinger die letzten vorstellt. Das Hexereidelik wurde zwar nie in Frage gestellt, doch wirkten die Tübinger Gutachten zunächst verfolghemmend, bis um 1700 ein Wandel eintrat, durch den etwa auch der Einsatz der Folter vermehrt angeraten wurde.

Die medizinische Fakultät wird von Peter Dilg in zwei namhaften Vertretern vorgestellt, nämlich Rudolph Jakob Camerarius (1665–1721) und Johann Georg Gmelin (1709–1755). Beider Verdienste liegen allerdings in Erkenntnissen auf dem Gebiet der Botanik, die Camerarius bei Versuchen über die Geschlechtlichkeit der Pflanzen, Gmelin bei seinen Forschungsreisen, besonders in Sibirien, gewann.

In die artistische oder philosophische Fakultät führt Friedrich Seck mit seiner Arbeit über den Rhetoriker und Poeten Christoph Kaldenbach (1613–1698) ein. Dieser war nach dem Tod seines Vorgängers 1655 aus Königsberg in Preußen nach Tübingen berufen worden und las hier über Rhetorik, Poetik und Geschichte.

Die Tübinger Berufungs- und Zensurpraxis stellt Bernhard Homa am Beispiel des Professors Israel Gottlieb Canz (1689–1753) vor. Dieser war Wolffianer und kam als solcher mit der Zensur in Konflikt. Sein Berufsweg führte ihn als Stiftsephorus über Professuren in der philosophischen Fakultät, dann in seinen letzten Lebensjahren doch noch in die theologische Fakultät.

Zum philosophischen Fächerkanon gehörten auch Mathematik und Naturlehre, die von Gerhard Betsch vorgestellt werden. Er tut dies anhand von *Leben und Werk* von Johann Jacob Hainlin (1588–1660) und Johann Jakob Zimmermann (1642–1693). Beide waren Theologen, die die Beschäftigung mit der Mathesis (= Gesamtheit der mathematischen Fächer) zum Chiliasmus führte. Ferner erscheinen hier Johann Ludwig Mögling (1613–1693) und Rudolf Jacob Camerarius (1665–1721), wovon der letztere bereits als Mediziner bzw. Botaniker genannt worden ist. Der bislang wenig bekannte Johann Conrad Creiling (1673–1752) wirkte als Professor der Mathematik und der Naturphilosophie schulbildend. Zu seinen Schülern zählten die Theologen Johann Albrecht Bengel und Friedrich Christoph Oetinger. Sodann war auch der bereits erwähnte Georg Bernhard Bilfinger als Naturwissenschaftler zu nennen, als der er vor allem in seiner St. Petersburger Zeit an der dortigen Akademie gewirkt hat.

Bekanntlich gehört auch die Musik zu den Artes, zu den Fächern des Quadriviums. Es war deshalb richtig, hier auch die Musik, jedoch in der Praxis, nämlich im Wandel des musikalischen Repertoires im Tübinger Stift zu untersuchen. Die Arbeit von Joachim Kremer weist das Stift als Ort intensiver Musikpflege aus, das – wenn auch mit gelegentlichen Verzögerungen – sich den jeweiligen Entwicklungen öffnete.

Der Band bietet somit eine umfassende Geschichte der Universität Tübingen in ihren Fakultäten, die freilich auch aufzeigt, wo mehr oder weniger Forschungsbedarf besteht. Die vorgestellten Biographien dürfen gewiss exemplarisch verstanden werden und bieten reichlich Anregung, den Dingen noch weiter nachzugehen. Hermann Ehmer

Wolfgang MÄHRLE (Hg.), *Spätrenaissance in Schwaben: Wissen – Literatur – Kunst* (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung, Bd. 2), Stuttgart: Kohlhammer 2019. 508 S., 98 Abb. ISBN 978-3-17-033592-9. € 35,-

Der umfangreiche Band dokumentiert zwei Tagungen des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, die im November 2015 und März 2016 im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv stattgefunden haben. Thema waren die Wissenschaften und Künste, die während des 16. und 17. Jahrhunderts gerade auch im schwäbischen Raum eine Blüte erlebten. Von der Kulturgeschichtsschreibung wurde diese bislang aber eher wenig und allenfalls mit Fokus auf bestimmte Zentren beachtet. Dabei kommt dem Neben- und Miteinander der Bildungsinstitutionen und kulturellen Praktiken in diesem vielgestaltigen Kosmos von Fürstenstaaten und Reichsstädten, größeren und kleineren kirchlichen und weltlichen Territorien ein besonderer Stellenwert zu, der sich gerade dem regionalhistorischen Zugriff erschließen kann. Denn in der Fokussierung auf die Rahmenbedingungen vor Ort und den Vergleich unterschiedlicher Institu-